

Insel Verlag

Leseprobe

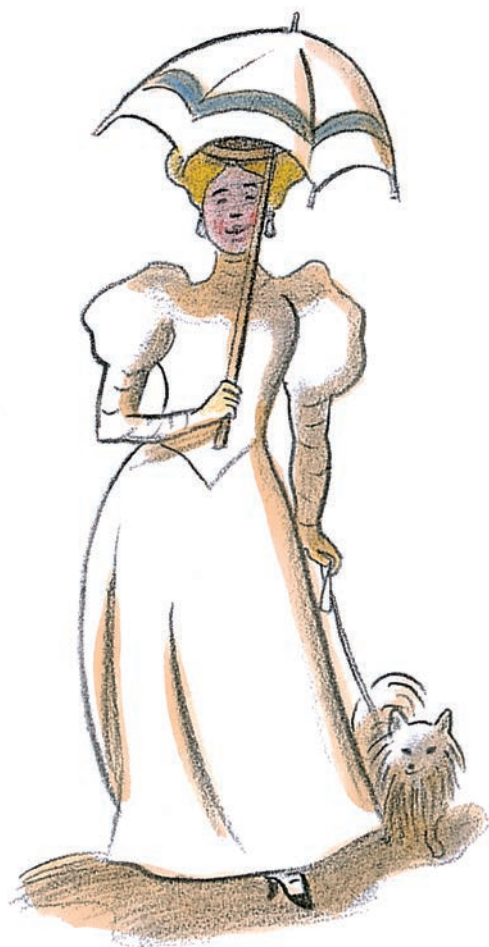


Tschechow, Anton
Die Dame mit dem Hündchen

Mit farbigen Illustrationen von Hans Traxler Mit einem Nachwort von Bernhard Schlink

© Insel Verlag
Insel-Bücherei
978-3-458-17734-0





Anton Tschechow

Die Dame mit dem Hündchen

Aus dem Russischen neu übersetzt
von Barbara Conrad

Mit einem Essay von Bernhard Schlink
und Bildern von Hans Traxler

Insel Verlag

Insel-Bücherei Nr. 2005
Sonderausgabe 2017

© Insel Verlag Berlin 2013

Die Dame mit dem Hündchen



Man redete, dass auf der Uferpromenade ein neues Gesicht aufgetaucht sei: eine Dame mit einem Hündchen. Auch Dmitri Dmitritsch Gurow, der sich seit zwei Wochen schon in Jalta aufhielt und eingewöhnt hatte, interessierte sich jetzt für neue Gesichter. Als er im Pavillon bei Vernet saß, sah er, wie auf der Promenade eine junge Dame vorbeiging, eine nicht sehr großgewachsene Blondine, mit Baret; hinter ihr lief ein weißer Spitz.

Danach begegnete er ihr mehrfach am Tag im Stadtgarten und auf der Promenade. Sie ging immer allein, mit immer demselben Baret und mit dem weißen Spitz; niemand wusste, wer sie war, und so nannte man sie bloß »die Dame mit dem Hündchen«.

›Wenn sie ohne Mann hier ist und ohne Bekannte‹, sinnierte Gurow, ›dann könnte es nicht schaden, sich mit ihr bekannt zu machen.‹

Gurow war noch keine vierzig, hatte aber bereits eine zwölfjährige Tochter und zwei Söhne, die aufs Gymnasium gingen. Man hatte ihn früh verheiratet, als er noch Student im zweiten Jahr war, und jetzt wirkte seine Frau anderthalbmal so alt wie er. Sie war eine großgewachsene Frau, hatte dunkle Augenbrauen, hielt sich gerade, war würdevoll, stattlich und, wie sie von sich sagte, ein

denkender Mensch. Sie las viel, schrieb in ihren Briefen nicht mehr das veraltete *ѣ*, nannte ihren Mann nicht Dmitri, sondern Dimitri, während er sie insgeheim für beschränkt, eng und unelegant hielt, sie fürchtete und nicht gerne zu Hause war. Betrogen hatte er sie schon lange, häufig betrogen, und vermutlich deshalb ließ er sich nahezu immer schlecht über Frauen aus und nannte sie, wenn man in seiner Gegenwart über sie sprach, »die minderwertige Rasse«.

Er meinte, er habe genug gelernt aus bitterer Erfahrung, um Frauen nennen zu dürfen, wie es ihm passte, doch konnte er es ohne die »minderwertige Rasse« keine zwei Tage aushalten. In Gesellschaft von Männern war ihm langweilig, unbehaglich, er war dann wortkarg, kühl, aber wenn er sich unter Frauen aufhielt, fühlte er sich frei und wusste, worüber er mit ihnen sprechen konnte und wie sich verhalten; sogar schweigen mit ihnen fiel ihm leicht. In seiner Erscheinung, seinem Charakter, seinem ganzen Wesen hatte er etwas Anziehendes, das gewisse Etwas, was Frauen an ihm mochten, sie lockte; er wusste das, und auch ihn selber zog es mit Macht zu ihnen.

Vielfältige Erfahrungen, in der Tat bittere Erfahrungen, hatten ihn gelehrt, dass jede Annäherung, die das Leben zunächst so unterhaltsam gestaltete und reizend, eine flüchtige Affäre zu sein schien, bei anständigen Menschen, besonders bei Moskauern, die schwerfällig,



unentschlossen sind, sich unweigerlich zu einer wahren Prüfung auswuchs, extrem kompliziert und letztlich zur Belastung wurde. Doch irgendwie entglitt diese Erfahrung seinem Gedächtnis bei jeder neuen Begegnung mit einer interessanten Frau, er wollte leben, und alles schien so einfach und amüsan.

Nun also speiste er einmal gegen Abend im Stadtgar-

ten, als die Dame mit Barrett sich ohne Eile näherte, um am Nebentisch Platz zu nehmen. Ihr Ausdruck, ihr Gang, das Kleid, die Frisur, alles sagte ihm, dass sie zur guten Gesellschaft gehörte, verheiratet war, zum ersten Mal in Jalta und allein, und dass sie hier Langeweile hatte ... An den Geschichten über lockere Sitten am Ort war wenig Wahres, Gurow beachtete sie nicht, wusste, dass sie meist von Leuten stammten, die selber nur zu gerne sündigen würden, wenn sie denn könnten; doch als die Dame sich an den Nebentisch setzte, drei Schritt entfernt von ihm, fielen sie ihm ein, diese Geschichten von leichten Siegen, von Fahrten in die Berge, und mit einem Mal bemächtigte sich seiner der verführerische Gedanke einer raschen, einer flüchtigen Beziehung, einer Liebelei mit der unbekanntenen Frau, die man nicht einmal beim Namen kannte.

Einschmeichelnd lockte er den Spitz, und als der zu ihm kam, drohte er ihm mit dem Finger. Der Spitz knurrte. Gurow drohte noch einmal.

Die Dame warf ihm einen Blick zu, senkte aber gleich wieder die Augen.

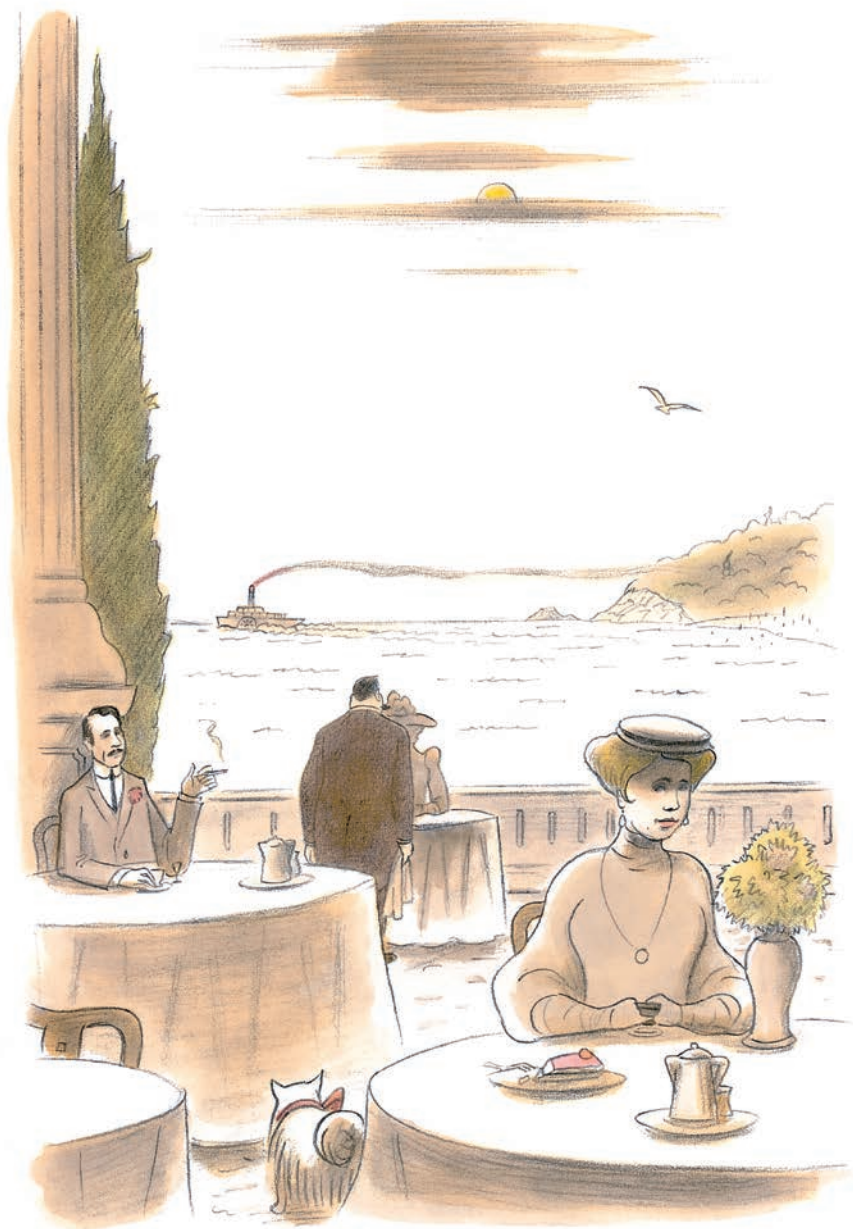
»Er beißt nicht«, sagte sie und errötete.

»Darf man ihm einen Knochen geben?« Und als sie bestätigend nickte, fragte er liebenswürdig:

»Sie sind schon länger in Jalta?«

»Fünf Tage.«

»Und ich harre hier schon die zweite Woche aus.«



Dann schwiegen beide.

»Die Zeit läuft, dabei ist es hier so langweilig!«, sagte sie, ohne ihn anzusehen.

»Das sagt man doch immer nur so, dass es hier langweilig sei. Da ist einer irgendwo in Beljowo oder Schisdra zu Hause und hat keine Langeweile, aber kommt er hierher: ›Ach, wie langweilig! Ach, dieser Staub!‹ Man könnte meinen, er sei aus Granada angereist.«

Sie lachte. Dann aßen beide schweigend weiter, wie Fremde; doch nach dem Essen gingen sie nebeneinanderher – und es begann das scherzhafte, leichte Geplauder zufriedener, freier Menschen, denen vollkommen einerlei war, wohin ihr Weg sie führte und worüber sie plauderten. Sie schlenderten und redeten darüber, wie seltsam das Meer beleuchtet war: Das Wasser hatte eine warme, zartlila Farbe, über die vom Mond her ein goldener Streifen lief. Sie redeten darüber, wie schwül es noch war nach dem heißen Tag. Gurow erzählte, dass er Moskauer sei, von Ausbildung Philologe, er arbeite aber in einer Bank; einst habe er vorgehabt, an der Privaten Oper zu singen, habe es aber aufgegeben, er besitze in Moskau zwei Häuser ... Und von ihr erfuhr er, dass sie in Petersburg aufgewachsen war, aber nach S. geheiratet hatte, wo sie schon seit zwei Jahren lebte, dass sie in Jalta noch einen Monat bleiben wolle und ihr Mann, der auch einmal ausspannen müsse, sie vielleicht abholen werde. Wo ihr Mann arbeitete – in der Gouver-

nementsverwaltung oder im Semstwoamt des Gouvernements –, konnte sie absolut nicht erklären und fand das selber komisch. Außerdem erfuhr Gurow, dass sie Anna Sergejewna hieß.

Später auf seinem Zimmer dachte er an sie, daran, dass sie sich sicherlich morgen mit ihm treffen würde. Wahrscheinlich jedenfalls. Als er sich schlafen legte, dachte er daran, dass sie noch vor kurzem Schülerin gewesen war, so wie jetzt seine Tochter, dachte daran, wie viel Schüchternheit, Ungelenkigkeit noch in ihrem Lachen war, in ihrem Reden mit dem Unbekannten – es war wohl zum ersten Mal in ihrem Leben, dass sie allein in einer Umgebung war, wo man ihr nachging, sie anschaute und mit ihr redete nur mit dem einen heimlichen Ziel, das sie doch unweigerlich erraten musste. Er dachte an ihren zarten, schlanken Hals, die schönen grauen Augen.

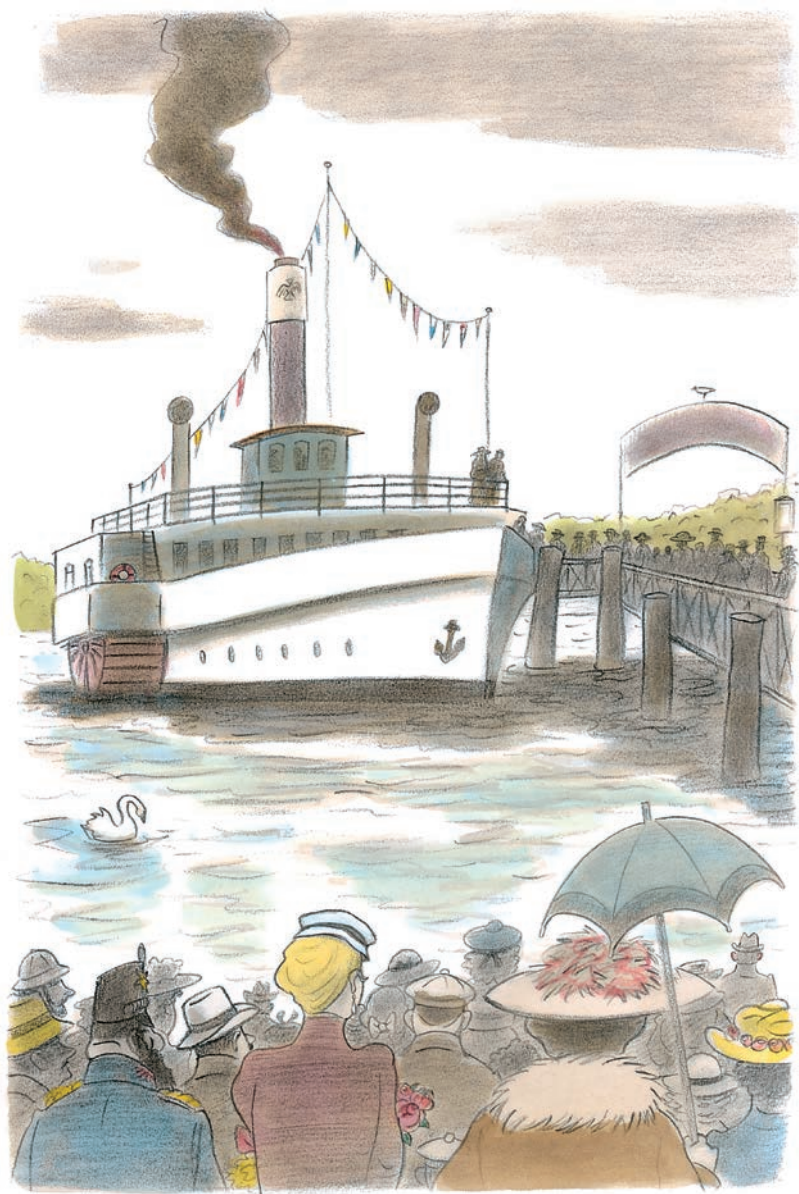
›Und doch ist etwas bedauerenswert an ihr‹, dachte er und schlummerte ein.

II.

Eine Woche war vergangen, seit sie sich kennengelernt hatten. Es war ein Feiertag. In den Zimmern war es stickig, draußen wirbelte ein Wind den Staub hoch, riss die Hüte weg. Den ganzen Tag war man durstig, und Gurow ging immer wieder in den Pavillon, um Anna Sergejewna mal Wasser mit Sirup, mal Gefrorenes zu bringen. Man wusste nicht, wohin mit sich.

Am Abend, als der Wind etwas nachgelassen hatte, gingen sie zur Mole, um zuzuschauen, wie der Dampfer kam. An der Anlegestelle waren viele Spaziergänger, wollten jemanden abholen, hatten Blumensträuße dabei. Deutlich fielen dabei zwei Eigentümlichkeiten an der eleganten Jaltaer Menge auf: Die betagten Damen waren gekleidet wie junge, und es gab viel Geräusche.

Wegen rauher See kam der Dampfer verspätet, als die Sonne schon untergegangen war, und manövrierte lange, ehe er an der Mole anlegte. Anna Sergejewna beobachtete den Dampfer und die Passagiere durch ihre Lorgnette, als suche sie Bekannte, und als sie sich zu Gurow wandte, glänzten ihre Augen. Sie redete viel, stellte abrupt Fragen und hatte gleich wieder vergessen, wonach sie gefragt hatte; dann verlor sie in der Menge ihre Lorgnette.



Die elegante Menge zerstreute sich, schon war niemand mehr zu sehen, der Wind hatte sich gelegt, nur Gurow und Anna Sergejewna standen noch da, als warteten sie, ob nicht noch jemand vom Dampfer käme. Anna Sergejewna war verstummt und roch an ihren Blumen, ohne Gurow anzusehen.

»Das Wetter ist besser geworden am Abend«, sagte er. »Wohin wollen wir denn jetzt gehen? Sollen wir nicht irgendwohin fahren?«

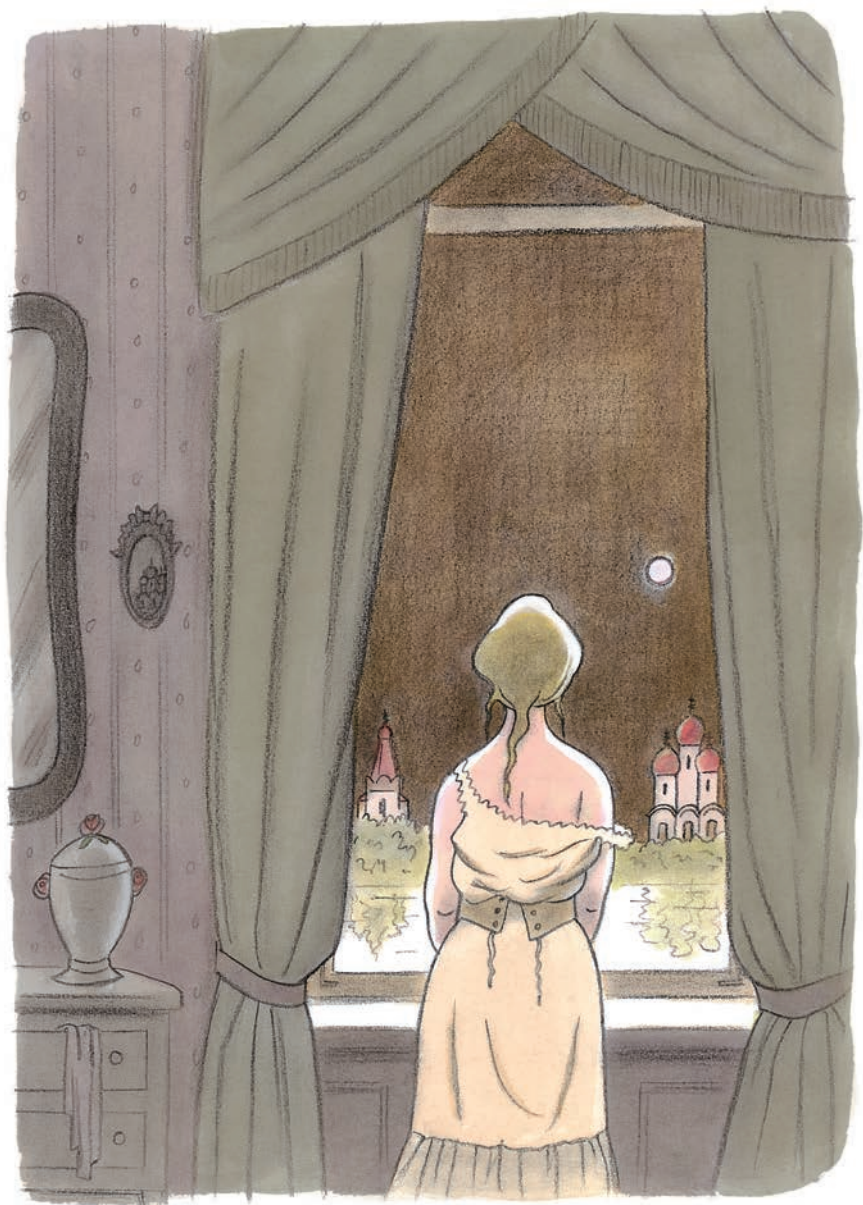
Sie gab keine Antwort.

Da schaute er sie aufmerksam an, plötzlich umarmte er sie und küsste sie auf die Lippen, und ein feuchter Wohlgeruch von Blumen umgab ihn, doch sogleich sah er sich ängstlich um: Das hatte doch keiner gesehen?

»Gehen wir zu Ihnen ...«, stieß er leise hervor.

Und beide gingen rasch.

Bei ihr auf dem Zimmer war es stickig, es duftete nach dem Parfüm, das sie im japanischen Laden gekauft hatte. Gurow dachte, als er sie jetzt ansah: »Was es nicht alles für Begegnungen gibt im Leben!« Aus der Vergangenheit hatte er noch die Erinnerung an sorglose, gutmütige Frauen, fröhlich in der Liebe und ihm dankbar für ein wenn auch nur kurzes Glück; oder an solche wie zum Beispiel seine Frau, die ohne Aufrichtigkeit liebten, mit überflüssigem Gerede, affektiert, hysterisch, mit einem Gesichtsausdruck, als wäre es nicht Liebe, nicht Leidenschaft, sondern etwas viel Bedeutsameres; an



zwei, drei solche sehr schöne, kalte Frauen, bei denen plötzlich etwas Raubtierhaftes im Gesicht aufblitzte, die Gier, mehr haben, dem Leben mehr entreißen zu wollen, als es zu geben vermag; das waren nicht mehr ganz junge, launische, unbesonnene, herrische, unkluge Frauen, und wenn Gurow ihnen gegenüber erkaltete, erregte ihre Schönheit Hass in ihm, und die Spitzen auf ihrer Wäsche kamen ihm vor wie Schuppen.

Aber hier wieder diese Schüchternheit, das Ungelenke der unerfahrenen Jugend, die Unbeholfenheit; sie schien fassungslos, als hätte plötzlich jemand an die Tür geklopft. Anna Sergejewna, diese »Dame mit dem Hündchen«, verhielt sich zu dem Vorgefallenen irgendwie eigenartig, sehr ernst, als sei sie eine Gefallene – so jedenfalls wirkte es, befremdlich und fehl am Platz. Ihre Züge wurden schlaff, welk, und traurig hingen ihr die langen Haare neben ihrem Gesicht herunter, sie saß gedankenverloren da, trostlos wie die Sünderin auf einem altertümlichen Gemälde.

»Schlimm«, sagte sie. »Sie als Erster werden mich jetzt nicht mehr achten.«

Auf dem Tisch im Zimmer lag eine Melone. Gurow schnitt sich ein Stück ab und begann ohne Hast zu essen. Mindestens eine halbe Stunde verging unter Schweigen.

Anna Sergejewna war rührend, strahlte die Reinheit einer anständigen, naiven Frau aus, die wenig gelebt

hatte; nur kaum beleuchtete die einsame Kerze, die auf dem Tisch brannte, ihr Gesicht, aber man konnte sehen, dass ihr schwer ums Herz war.

»Weshalb sollte ich denn aufhören, dich zu achten?«, fragte Gurow. »Du weißt selber nicht, was du redest.«

»Möge Gott mir vergeben!«, sagte sie, und ihre Augen füllten sich mit Tränen. »Es ist entsetzlich.«

»Du scheinst dich rechtfertigen zu wollen.«

»Womit sollte ich mich rechtfertigen? Ich bin eine gemeine, eine schlechte Frau, ich verachte mich und denke nicht an Rechtfertigung. Nicht meinen Mann habe ich betrogen, sondern mich selbst. Und nicht erst jetzt, sondern schon seit langem betrüge ich mich. Mein Mann ist vielleicht ein redlicher, guter Mensch, aber er ist doch ein Lakai! Ich weiß nicht, was er dort macht, wie er im Amt ist, ich weiß nur, dass er ein Lakai ist. Ich war, als ich ihn heiratete, zwanzig Jahre alt, mich quälte die Neugier, ich wollte etwas Besseres; es gibt doch noch, sagte ich mir, ein anderes Leben. Ich wollte doch leben! Leben, leben ... Die Neugier stachelte mich an ... Sie werden das nicht verstehen, aber ich schwöre bei Gott, ich konnte mich nicht mehr beherrschen, irgendetwas geschah mit mir, ich war nicht mehr zu halten, ich sagte meinem Mann, ich sei krank und fuhr hierher ... Und hier lief ich nur immer herum wie ihm Taumel, wie eine Wahnsinnige ... und so wurde ich zu einer gemeinen, liederlichen Frau, die jeder verachten kann.«

Gurow langweilte es schon, zuzuhören, ihn irritierte der naive Ton, diese Reue, die so unerwartet und unpassend war; wären da nicht die Tränen in ihren Augen gewesen, man hätte denken können, sie scherzte oder spielte Theater.

»Ich verstehe nicht«, sagte er leise, »was willst du denn?« Sie verbarg ihr Gesicht an seiner Brust und schmiegte sich an ihn.

»Glauben Sie, glauben Sie mir, ich flehe Sie an ...«, sagte sie. »Ich liebe ein Leben, das ehrlich ist, rein, die Sünde ist mir zuwider, ich weiß selber nicht, was ich tue. Einfache Menschen sagen: »Der Unreine hat sie verleitet.« Auch ich kann jetzt über mich sagen, dass mich der Unreine verleitet hat.«

»Nicht doch ...«, murmelte Gurow.

Er sah ihr in die starren, erschrockenen Augen, küsste sie, redete leise und liebevoll auf sie ein, und allmählich beruhigte sie sich, ihre Fröhlichkeit kehrte zurück; dann begannen beide zu lachen.

Später, als sie fortgingen, war auf der Uferpromenade keine Menschenseele mehr, die Stadt mit ihren Zypressen wirkte wie ausgestorben, nur das Meer rauschte noch und schlug gegen das Ufer; auf den Wellen schaukelte eine Barkasse, schläfrig blinkte darauf eine kleine Laterne.

Sie fanden einen Droschkenkutscher und fuhren nach Oreanda.